

Die Saga von Llhyrinth

I

Aufbruch

Leseprobe

Chullaíns Erzählung

6. Zeitalter im Áhr 1413

Ich kann es immer noch nicht glauben. Ich will es nicht glauben. Zu groß ist der Verrat. Zu schrecklich die Lüge, die sich wie ein krankhaftes Geschwür durch die Wirklichkeit zieht, auf die ich mein Leben lang vertraut habe. Auf die wir alle vertraut haben.

Eine Lüge, die ich kaum in Worte fassen kann und die mich durch die Last ihrer schieren Existenz nun zu ersticken droht. Durch die Last der Verantwortung, die mit einem Mal auf meinen Schultern liegt und mir schmerzlich bewusst macht, dass ich der Einzige bin, der die Wahrheit kennt – und sie überlebt hat. Ich bin allein. Und ich, der ich hierher kam, um Schutz und Hilfe zu finden, fürchte nun um mein Leben.

Denn meine Worte sind Verrat. Verrat an den Verrätern, die um so vieles mächtiger sind als ich. Sollten sie jemals Verdacht schöpfen, oder gar diese Zeilen hier lesen, werde ich ebenso spurlos verschwinden, wie jene vor mir. Jene, die ebenfalls die Wahrheit erkannten und es wagten, sie laut auszusprechen. Das werde ich nicht tun. Ich werde schweigen. Und ich werde selbst einen Weg finden, die Mächtigen zu stürzen, die so willkürlich über unser Leben entscheiden, als wäre es nicht von Bedeutung.

Dieses Buch soll mein stummer Zeuge sein. Zeuge von dem Untergang meines Volkes, mit dem all dies begann. Mit dem alles enden soll. Denn mit meinem Wissen werde ich nicht nur meinem Volk Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern der ganzen Welt endlich Freiheit bringen. Ich werde es beenden.

Ich bete, dass dieses Buch seinen Weg in die richtigen Hände finden wird, sollte ich dabei scheitern, denn nur der Tod wird mich davon abbringen. Ich bete, dass jener, der es liest, nicht vor Entsetzen die Augen verschließt, sondern den Mut findet, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und an meiner statt diesen Weg zu Ende zu gehen.

Doch nun zum Anfang.

Mein Name ist Chullaín. Ich bin der einzige Sohn von Tháin Chíarann, dem Herrscher Eoryas. Ich bin der rechtmäßige Thronerbe dieses herrlichen Landes und einer der letzten meiner Art.

Seitdem der Ráth, unsere Götter, die Welt aus den Ruinen der alten Zeit neu auferstehen ließ, vertraute er meinem Volk, den Chluánnan, die Herrschaft über dieses Reich an.

Eorya... Éor L'lhya, das erste Reich. Das Erste von vier Reichen, in die der Ráth das Land teilte und die von den ihm auserwählten Tháinan, Königen, in seinem Namen und nach seinen Gesetzen regiert werden sollten.

Das haben wir getan, seit über 1000 Ahr. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem mein gesamtes Volk, im Áhr 1409 des 6. Zeitalters, innerhalb eines Tages fast vollständig vernichtet wurde.

Ich erinnere mich an diesen Tag, wie an den furchtbaren Traum, der mich immer noch Nacht für Nacht aus dem Schlaf reißt und mich keine Ruhe finden lässt.

Es war ein schöner Tag, ein schöner Morgen im Eroíril, dem Éro, welches für mich seit jeher einen Neubeginn verkörperte. Die Welt erwacht nach den Éro der Nacht zu neuem Leben und aus dem letzten Schnee strecken die Knospen des frühen Áhrs den Sonnen begierig ihre Köpfe entgegen. Begierig wie ich meiner geliebten Chaeméa, die zu meiner unermesslichen Freude mit ihrem Vater zu der Versammlung angereist war, die mein Vater einberufen hatte. Eine Versammlung, die über das Schicksal der Haráchanan entscheiden sollte, diesen missgestalteten Kreaturen, deren Existenz eine beständige Erinnerung für uns an die Schande war, aus der sie entstanden waren. Eine Schande, die meinem Volk ein großes Unrecht zugefügt hatte und die mein Vater aus unserer Geschichte zu tilgen gedachte. Doch wie jede große Entscheidung, traf mein Vater sie nicht alleine, sondern er berief den Náhrat ein, die Versammlung der Chluánnanfürsten, die mit ihm das Land regierten. Sie alle waren mit ihren Familien und bedeutenden Freunden gekommen, denn zu der Zeit des Náhrat fand in Moúra Hál, der Königsstadt, dem goldenen Juwel Eoryas, gerade das Fest des Morgens statt, welches den Anbruch des neuen Áhrs

feierte.

Oh, was würde ich geben, könnte ich dieses Fest noch einmal miterleben. Ein einziges Mal noch durch die kunstvoll aus dem Berg gearbeiteten Straßen wandern und die goldenen Spitzen der Türme erblicken, die im Licht der Morgensonne funkelten. Einmal noch die Musik in den Straßen und das Lachen hören, welche das Fest begleiteten. Doch diese Zeiten sind vorbei. Würde ich heute in meine Heimat zurückkehren, würde ich doch nichts als zu schwarz glasiertem Stein geschmolzene Ruinen vorfinden, die wie verfaulte Zahnstümpfe in den Himmel ragten. Ein Mahnmal des Todes. Ein Tod, dem nur ich und Chaeméa in unserem Übermut entkamen, weil wir uns in unserer Freude einander wiederzusehen, aus der Stadt schlichen und uns in den aufblühenden, grünen Wald zu dem kleinen Hain begaben, der seit jeher unsere Zuflucht gewesen war. Der Ort, an dem wir uns, entgegen den Wünschen unserer Väter, vereinten und einen Bund für das Leben schlossen, den keine Zeremonie, kein Ritual je stärker hätte schmieden können.

Ein Bund, den selbst unsere Väter nun würden anerkennen müssen, jetzt da Chaeméa mein Kind erwartete und kurz vor der Niederkunft stand. Doch ich gestehe, es war wohl auch unsere Angst, uns endlich unseren Vätern und den Mitgliedern des Nährat zu stellen, die uns zu unserem Hain trieb. Eine Angst, die unser Leben retten sollte.

Es begann mit der Stille. Einer so allumfassenden, drückenden Stille, die sich wie ein Mantel um uns legte und uns mit einer dunklen Ahnung erfüllte. Selbst die Vögel hatten aufgehört, zu singen, und schwiegen, als wären sie in Todesangst erstarrt.

In dieser Stille breitete sich langsam ein dumpfes Grollen aus, ein leiser, kaum fassbarer Laut, der in unseren Leibern vibrierte und sie erzittern ließ. Es wurde dunkel. Als hätte er die beiden Sonnen verschluckt, breitete sich ein dunkler Schatten am Himmel aus, eine drohende, schwarze Wolke, deren wirbelndes Zentrum sich genau über der Stadt zu befinden schien. Unsere Furcht trieb uns zurück, zum Waldrand, der uns freie Sicht auf das Geschehen bot. Von hier aus konnten wir die Schreie hören, das entsetzte, grauenerfüllte Kreischen jener, die sich in der Stadt befanden. Ich sah den

Tumult an den Toren. Offenbar versuchten viele zu fliehen, die sich in ihrer Angst jedoch gegenseitig zu Boden stießen und zu Tode trampelten. Einige versuchten es in geflügelter Gestalt, doch auch für sie gab es kein Entkommen.

Aus der wirbelnden Dunkelheit formte sich eine riesige Gestalt, deren dunkle Konturen sich kaum von dem schwarzen Wirbel hinter ihr abhoben. Ich konnte, selbst aus dieser Entfernung die weiß glühenden Augen sehen, deren Blick sich hinab, auf die dem Untergang geweihten Stadt richtete. Das Wesen... der Dämon, bewegte sich, hob die Arme und mit dem langgezogenen Schrei, den es von sich gab, begann es, Feuer zu regnen. Ich hätte es für Schnee gehalten, hätten die gewaltigen, züngelnden Tropfen, die sich aus der brodelnden Dunkelheit lösten, nicht in einem so unheilvollen, blendend weißem Licht geflackert.

Selbst aus dieser Entfernung konnten wir die Hitze spüren, die von dem Flammenregen ausging, der Moúra Hál, die uralte, steinerne Stadt, welche der Zeit und zahllosen Kriegen getrotzt hatte, in Flammen aufgehen ließ. Ich konnte den festen Stein in sich zusammenschmelzen sehen, wie Eis in der Sonne und die furchtbaren Schreie der Sterbenden brannten sich unauslöschlich in meine Erinnerung. Schreie, die mich bis heute in meinen Träumen verfolgen.

Ich weiß nicht, welcher Irrsinn Chaeméa dazu trieb, auf die brennende Stadt zuzulaufen. Vielleicht wollte sie den Todgeweihten helfen, für die es keine Rettung mehr gab. Vielleicht wollte sie im Mut der Verzweiflung gegen den Dämon ankämpfen, dessen finstere Gestalt sich immer weiter auszudehnen schien.

Ich sah, wie sie begann, sich zu verwandeln, und dieser Anblick war es, der mich endlich aus meiner Erstarrung riss. Keine Chluánnfrau, die ein Kind trägt, darf das Risiko einer Verwandlung eingehen. Sie könnte sterben. Ihr Kind könnte sterben, oder, schlimmer noch, missgestaltet geboren werden. Ich versuchte, sie aufzuhalten, hielt sie in meinen Armen fest, tat mein bestes, sie mit meiner Stimme zur Vernunft zu bringen.

Doch nicht meine Stimme war es, die sie innehalten ließ, sondern das Verschwinden des Dämons.

So plötzlich, wie er erschienen war, löste sich seine Gestalt im Nichts auf – und mit ihm die Dunkelheit, die über uns hereingebrochen war. Die weißen Flammen erstarben und zurück blieb eine drückende, grauenhafte Stille. Die Schreie waren verstummt und in dieser Totenstille ragte die schwarz verbrannte Ruine Móura Háls vor uns auf.
Sie waren tot. Sie waren alle tot.

Kapitel 1

6. Zeitalter, Áhr 1511

Myriliam fragte sich, ob sie das allgegenwärtige Tosen des Flusses je wieder aus dem Kopf bekommen würde, an dessen steil abfallendem, felsigen Ufer sie seit einer gefühlten Ewigkeit stromabwärts ritten. Das beständige Rauschen überlagerte alle anderen Geräusche und sie konnte nicht hören, was die Männer sprachen, die ein paar Schritte vor ihr gingen. Nicht, dass sie es sonst verstanden hätte.

Von der rauen, harschen Sprache, in der sich die Männer unterhielten, konnte sie manchmal bestenfalls ein paar Wörter aufschnappen. *Žawr. Ranr. Kjlav.* Was auch immer das bedeuten mochte. Besser verstand sie die Blicke, mit denen die hochgewachsenen, dunkelhaarigen Männer sie immer wieder aus ihren beunruhigend hellen Augen musterten. Blicke, die ihr Angst machten und die sie unwillkürlich näher an Bhalin heranrutschen ließen, der vor ihr auf dem Terpan saß, das gemächlich mit hängendem Kopf vor sich hintrottete und dann und wann mit einem unwirschen Tritt in die Flanken zum weitergehen ermuntert werden musste.

Als er ihre Bewegung spürte, wandte Bhalin den Kopf und Myriliam sah, wie seine Lippen sich bewegten.

„Was?“, rief sie nach vorne und Bhalin hob die Stimme.

„Ist dir kalt?“

„Ja!“

Tatsächlich zitterte sie am ganzen Leib. So nah an dem Fluss war von der sonnenwarmen Luft nichts mehr zu spüren und eine klamme Kälte kroch unter den rauen Stoff ihres Kleides und ließ sie frösteln. Bhalin hielt das Terpan an und ließ sich mit einer ungelassenen, steifen Bewegung aus dem Sattel gleiten. Das Tier drehte ihm interessiert den kantigen Schädel zu und glotzte ihn aus dunklen Augen auffordernd an, doch als Bhalin statt dem erhofften Futter lediglich eine Decke aus der großen Satteltasche zerrte, stieß es ein trübsinniges Schnauben aus und wandte sich ab.

Bhalin legte Myriliam die Decke um die Schultern und prüfte wie gewohnt den Strick um ihre Handgelenke.

„Hör auf, daran zu zerren“, sagte er streng und eine steile Falte erschien auf seiner hohen Stirn, die sein hageres Gesicht noch älter erscheinen ließ. „Du verletzt dich nur selbst.“

Er setzte dazu an, noch mehr zu sagen, doch seine Worte erstarben, und sein Blick richtete sich auf irgendetwas hinter ihr, was mit einem Mal seine gesamte Aufmerksamkeit auf sich zu lenken schien.

Myriliam wandte den Kopf und entdeckte den großen Vogel, dem sie den ganzen Tag lang gefolgt waren. Er war vorhin für eine Weile außer Sicht verschwunden, doch nun war er zurück und hielt sich gut sichtbar beinahe reglos in der Luft. Gharin.

Eine eindeutige Botschaft. *Hier bin ich. Folgt mir.*

Myriliam hatte es längst aufgegeben, sich über ihre Situation den Kopf zu zerbrechen. Oder sich gar zu wundern, dass es ausgerechnet *Chluánnan* waren, die sie entführt und in ein anderes Land verschleppt hatten.

Chluánnan. Wandler. Eigentlich dürfte es sie überhaupt nicht mehr geben. Seit über 100 Áhr galten sie als ausgestorben und ihr ehemaliges Reich, Eorya, war nach ihrem Verschwinden nach und nach in Klans zerfallen, die nun von selbst ernannten Herrschern regiert wurden. *Ráthlos*. Wild. Es war nur eine Frage der Zeit, bis Krieg und Chaos das Land zerreißen würden, nun da es nicht mehr nach dem Willen des Ráths geführt wurde. Kein Wunder, dass die Götter sich von Eorya abgewandt hatten.

Und ausgerechnet hierher hatten die *Chluánnan* sie gebracht. Ihre Fragen nach dem *Warum* waren unbeantwortet geblieben.

„Irgendetwas stimmt nicht.“ Bhalins schütterere Augenbrauen zogen sich argwöhnisch zusammen, während er seinen Bruder beobachtete, der in der Luft wendete und zielstrebig auf sie zuflog.

„Ravan!“

Gharins Sohn, der vielleicht gerade einmal sechzehn Áhr zählen mochte, tauchte neben ihnen auf und seine dunklen, stets besorgt dreinblickenden Augen flackerten für einen Moment zu dem Vogel am Himmel, ehe sich ihr Blick auf Bhalin richtete.

„Ja, Onkel?“

„Pass auf sie auf.“ Bhalin nickte in Myriliams Richtung und drückte dem Jungen die Zügel des Terpens in die Hand, das ohnehin keinerlei Anstalten machte, sich irgendwohin zu bewegen und offenbar in der nächsten Zeit auch nicht die Absicht dazu hatte. Es hatte den wuchtigen Schädel gesenkt und begonnen, mit dem Horn auf seiner Schnauze gemächlich nach Wurzeln zu graben.

Ravan beachtete es kaum. Er beobachtete Bhalin, der seinem Bruder mit steifen Schritten entgegen ging.

Myriliam folgte seinem Blick. Gharins Gestalt veränderte sich, noch während er zur Landung ansetzte. In einer fließenden Bewegung landete er auf zwei Beinen am Boden und deutete mit einem Arm in die Richtung, aus der er eben gekommen war. *Gharin*.

Der Mann flößte ihr noch mehr Angst ein, als die fremdländischen Männer, die sich den Chluánnan angeschlossen hatten, kaum dass sie die Grenze nach Eorya überschritten hatten. Ein Geleitschutz für die entführte Thronerbin Áraenors. Myriliam verzog das Gesicht.

Ein Geleitschutz, dessen Zuverlässigkeit und Friedfertigkeit nur von der offensichtlichen Ehrfurcht Gharin gegenüber abhing, den die Männer als eine Art Gott zu verehren schienen.

Als sie die Landung ihres Anführers beobachteten, war von der spöttischen Herablassung, mit der sie zuvor Bhalin und sie beobachtet und über sie gescherzt hatten, nichts mehr zu sehen. Ihre Mienen waren mit einem Mal ernst und aufmerksam und als Gharin ihnen etwas zurief und ihnen bedeutete, zu ihm zu kommen, gehorchten sie sofort.

Zögernd setzte Ravan sich ebenfalls in Bewegung – und wurde jäh gebremst, als sich der Zügel des Terpens spannte und dieses mit einem unwilligen Schnauben den Kopf in die entgegengesetzte Richtung ruckte. Ungewohnt enthusiastisch scharfte es mit einer Vorderklaue in dem durchwühlten Boden und beförderte einige abgerissene Wurzeln zutage, die nun kreuz und quer aus der Erde ragten. Eine offensichtlich unwiderstehliche Versuchung.

„Jetzt komm schon.“ Während Ravan sich vergeblich mit dem störrischen

Vieh abmühte, behielt Myriliam die beiden Chluánnanbrüder und deren Gefolgschaft im Blick, die offensichtlich über irgendetwas diskutierten. Sie begann erneut, an ihren Fesseln zu zerren.

Sonst hatte immer einer der Brüder sie im Blick, doch jetzt waren sie alle abgelenkt und steuerten auf etwas zu, das die Brücke sein mochte, nach der Gharin Ausschau gehalten hatte. Der Fluss war zu breit, die Felshänge an beiden Seiten zu steil, um auch nur einen Gedanken an eine Überquerung *ohne* Brücke zu verschwenden. Vielleicht war sie zerstört?

Ein nervöses Ziehen machte sich in ihrer Magengegend breit, als Myriliam begriff, dass sich ihr hier eine einmalige Gelegenheit bot.

Was soll ich tun? Ob ich ihm entkommen kann?

Ihr Blick flog zu dem jungen Chluánn, der dem Terpan eben mit dem Zügel einen frustrierten Schlag versetzte, den dieses nicht einmal zu spüren schien. Myriliam sah auf ihre gefesselten Hände hinab, die mittlerweile zu bluten begonnen hatten. Doch die Aufregung ließ den Schmerz verblassen und sie biss sich nervös auf die Lippen.

„Ravan?“

Er hob fragend den Kopf, offenbar dankbar für jeden Grund, seinen Kampf mit dem Terpan für einen Moment aufschieben zu können.

„Könntest du mir die Fesseln nicht ein wenig lockern? Ich kann meine Finger nicht mehr spüren.“ Myriliam streckte ihm bittend ihre Hände entgegen und Ravan verzog mitfühlend das Gesicht, als er ihre geschundenen Handgelenke betrachtete.

Er zögerte und wieder huschte sein Blick zu den anderen, die mittlerweile die Brücke erreicht hatten, sie aber aus irgendeinem Grund nicht überquerten. „Ich weiß nicht.“

„Bitte Ravan. Es tut so weh.“ Ihr fiel etwas ein. „Bhalin wollte sie vorhin selbst ein wenig lockern, bevor er dich gerufen hat.“

Ravan sah skeptisch zu ihr auf. Er rieb sich mit einer Hand unschlüssig den Nacken und nach einem langen Moment, griff er mit einem unglücklichen Seufzen nach ihren Händen.

„Na gut. Aber halt still.“

Myriliams Gedanken überschlugen sich auf der verzweifelten Suche nach einem brauchbaren Fluchtplan. Selbst wenn sie ihre Hände frei hatte, würde Ravan sie gepackt haben, noch ehe sie drei Schritte weit gekommen war. Sie könnte versuchen, auf dem Terpan zu fliehen, doch selbst wenn sie ihm mit aller Kraft in die Flanken trat, würde sich das dämliche Vieh wahrscheinlich keinen Schritt weit bewegen.

Konnte sie Ravan bewusstlos schlagen? Der Gedanke versetzte ihr einen schmerzhaften Stich. Sie hatte noch nie jemanden geschlagen. Und wenn es ihr misslang... was würde dann mit ihr geschehen? Ravan war immer freundlich zu ihr gewesen und hatte ihr die lange Reise seit ihrer Entführung erträglicher gemacht. Und Gharin... Myriliams Innerstes verkrampte sich vor Angst bei dem Gedanken daran, wie *Gharin* in seinem Zorn reagieren würde.

Unwillkürlich sah sie in seine Richtung – und erstarrte.

„Sieh doch!“ Sie riss ihre freien Hände hoch und deutete zu der Brücke. Ravan packte sie erschrocken am Arm, doch sein Griff lockerte sich, als er ihrem Blick folgte und ebenso wie sie zusehen musste, wie Bhalin, von einem Pfeil getroffen, rückwärts taumelte und zu Boden stürzte. Geschrei wurde laut, welches sogar auf diese Entfernung das Tosen des Flusses übertönte.

„Nein!“ Entsetzt machte Ravan Anstalten, zu seinem Onkel zu laufen und hielt nach ein paar Schritten inne, hin- und hergerissen zwischen seiner Sorge und der Pflicht, auf die Gefangene aufzupassen. Myriliam trat dem Terpan die Fersen in die Flanken.

Es bequemte sich einen halben Schritt nach vorne.

Ein durchdringendes, zorniges Brüllen erscholl aus Richtung der Brücke und Myriliam warf sich instinktiv nach vorne und klammerte sich an den Hals des Terpans, das mit einem Mal aus seiner Trägheit erwachte, alarmiert den Kopf hochriss und einen entsetzten Satz zur Seite machte. Beinahe wäre sie von dem Rücken des Tieres gerutscht, das, die spitzen Ohren flach nach hinten gepresst, Ravan über den Haufen rannte und vor der schuppegepanzerten Kreatur floh, die regelrecht zwischen den Bäumen vor ihnen hervorzuwachsen schien.

„Bleib stehen!“

Ravans helle Stimme klang wie der Schrei eines verzweifelten Jungen. Myriliam versuchte gar nicht erst, nach den Zügeln zu greifen, die zwischen den Beinen des wild gewordenen Terpans umherflogen. Sie hoffte, das Tier würde nicht darüber stolpern. Sie hoffte, sie würde nicht fallen. Mit aller Kraft klammerte sie sich mit Armen und Beinen an den struppigen Körper, der mit einem Mal unter ihr zu bocken begann und nach hinten auskeilte. Die ruckartige Bewegung hob Myriliam aus dem Sattel und einen schrecklichen Moment lang schien sie in der Luft zu hängen. Sie rutschte zur Seite, versuchte, sich wieder hochzuhangeln, doch mit jedem Sprung des verängstigten Terpans verlor sie mehr Halt.

Nein! Nicht fallen! Bloß nicht runterfallen!

Sie sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln, irgendetwas, das trotz der halbsbrecherischen Geschwindigkeit des Terpans zu ihnen aufschloss und nach dessen Beinen schnappte.

Das Terpan stieß einen panischen Schrei aus, keilte erneut aus und Myriliam fühlte voller Entsetzen, wie sie aus dem Sattel geschleudert wurde. Sie versuchte, die Mähne des Terpans zu fassen, versuchte, sich an den Sattel zu klammern, griff nach *irgendetwas*, doch schon im nächsten Augenblick schlug sie am Boden auf und sah zu, wie ihre einzige Hoffnung bockend und ausschlagend zwischen den Bäumen verschwand.

Der Wald verschwamm vor ihren Augen und als sie versuchte, sich aufzurappeln, bewegte ihr Körper sich nur langsam. Ihr dämmerte, dass sie Schmerzen hatte, die im Moment jedoch noch unendlich weit weg zu sein schienen. Sie richtete sich auf, taumelte gegen einen Baum und lehnte sich schwer gegen den Stamm, um nicht sofort wieder umzufallen. Ihr schwindelte. Wieder verschwamm alles um sie herum.

Benommen rieb Myriliam sich die Augen, blinzelte, als ihr Blut ihr die Sicht trübte. Sie sah auf ihre blutverschmierte Hand, die von dem Sturz völlig aufgeschunden und zerkratzt war.

Das ewige Rauschen des Flusses übertönte das Rascheln, das sie hätte warnen können. Myriliam zuckte erschrocken zusammen, als die große, dunkle Gestalt jäh vor ihr aus dem Gebüsch auftauchte. Die Zunge hing

dem Warag aus dem Maul und er hechelte angestrengt. Langsam, mit steil aufgerichteten Nackenhaaren, trat er näher, ohne den Blick seiner dunklen Augen von ihr abzuwenden.

Schlagartig kehrte Myriliams Angst zurück und verdrängte ihre Benommenheit. Wo kam das Tier auf einmal her? Hatte es den Terpan gewittert? Hatte es sie vorhin deshalb verfolgt? Warum war es zu ihr zurückgekommen, anstatt weiter seiner Beute nachzuhetzen? Wo war sein Rudel?

Myriliam wollte sich umsehen, fürchtete, auf einmal die Zähne eines weiteren Warags im Nacken zu spüren, der sich hinter ihr anschlich, doch sie wagte es nicht, das Tier vor sich aus den Augen zu lassen. Zögernd wich sie zurück.

„Geh weg! Husch!“ Ihre Finger umschlossen einen morschen Zweig, der mühelos brach. Myriliam schleuderte ihn dem Warag entgegen.

„Verschwinde!“

Dieser schüttelte den Kopf und gab ein eigenartiges Kläffen von sich. Er legte die Ohren zurück, duckte sich.

Gleich springt er mich an! Entsetzt trat Myriliam einen weiteren Schritt zurück.

Irgendetwas löste sich unter ihrem Fuß. Es polterte. Platschte. *Beim Ráth.* Der Fluss.

Mit einem Mal wurde ihr wieder bewusst, wie laut der Fluss unter ihr toste. Sie hatte das Geräusch schon fast gar nicht mehr wahrgenommen.

Myriliam wandte den Kopf und starrte wie gelähmt auf das schäumende, türkisgrüne Wasser hinab. Sie nahm aus den Augenwinkeln die Bewegung wahr, als der Warag mit einem Satz die Distanz zwischen ihnen überwand und seine Zähne fast behutsam um ihren Arm schloss. Er zerrte sie von dem Abgrund fort, doch die plötzliche Nähe dieses riesigen, schwarzen Ungetüms und das Gefühl der spitzen Zähne auf ihrer Haut, ließen Myriliam in nackter Panik aufschreien.

Ohne darüber nachzudenken, versuchte sie, von dem Biest wegzukommen. Sie riss ihren Arm hoch, stolperte zurück – und rutschte mit einem erneuten Schrei über die felsige Kante in die Tiefe. Der Warag biss zu und ein

scharfer Schmerz durchzuckte Myriliams Arm. Blut tränkte den Stoff ihres Kleids, das zwischen den Zähnen des Warags zerfetzt wurde, der sich verzweifelt mit den Pfoten in die Erde stemmte und versuchte, das wild strampelnde Mädchen hochzuziehen.

Der poröse Fels zerbrach unter der plötzlichen Last. Die Pfoten des Warag rutschten ins Nichts und mit einem entsetzten Aufheulen ließ er Myriliam los, als er mit ihr gemeinsam in die Tiefe stürzte.

Der Aufprall trieb ihr die Luft aus den Lungen. Schon klatschte das Wasser über ihr zusammen und mit einem Mal erstarb der Lärm um sie herum zu einem gedämpften Rauschen. Eisige Kälte durchzuckte sie und lähmte ihren schockstarrten Körper, der augenblicklich von der Strömung erfasst und mitgerissen wurde. Sie konnte nicht dagegen ankämpfen. Ein dumpfer Stoß an ihrem Bein, an ihrer Seite. Ihr ganzer Körper brannte vor Schmerz. Sie konnte ihre Arme nicht fühlen, mit denen sie instinktiv um sich schlug. Luft. Sie brauchte Luft!

Ihre Hände fanden Halt, packten zu. Fell. Vier wild um sich tretende Läufe. Myriliam klammerte sich an dem Körper fest, kam an die Oberfläche. Sie schnappte nach Luft und sah die weit aufgerissenen, braunen Augen des Warag, der verzweifelt gegen die Strömung ankämpfte. Myriliam hielt sich an ihm fest, dem einzigen, was sie über Wasser hielt, unter ihrem Gewicht aber immer wieder untergetaucht wurde. Sie rang nach Atem, versuchte, ihre Beine zu bewegen und Richtung Ufer zu paddeln, doch sie kam nicht gegen die Strömung an, die sie wie eine willenlose Puppe umherwirbelte und jede ihrer kraftlosen Bewegungen in eine andere Richtung lenkte. Der Kopf des Warag tauchte erneut unter. Myriliam fühlte nicht, wie ihr sein Fell aus den tauben Fingern glitt, doch plötzlich war der rettende Körper des Warags fort und sie wurde unter Wasser gerissen. Ein starker Sog zog sie seitwärts, tiefer hinab, in einen wirbelnden, reißenden Strom, der unter die steile Felswand, ins Innere der Erde führte.

Kapitel 2

Er hatte einmal von seiner Mutter erfahren, dass sein Volk im Vergleich zu den meisten anderen Ménan, den *schaffenden Völkern*, nicht sonderlich alt wurde. Fünfzig, vielleicht sechzig Áhr.

Bhalin fühlte sich älter. Er lehnte schwer an einem Baum und presste einen Ballen Stoff an die pochende Wunde, während er versuchte, die klamme Kälte zu ignorieren, die sich in seinem Körper ausgebreitet hatte und sich bei der kleinsten Bewegung mit einem schmerzhaften Ziehen in den Gelenken rächte. Zumindest ließ die Blutung langsam nach.

Bhalins Blick wanderte zu den Leichen der Wegelagerer, die über die Brücke und den anschließenden Wald verstreut lagen. Sie hatten sich an beiden Seiten der Brücke postiert und Wegzoll verlangt. Die einzige, intakte Brücke weit und breit über den Raangyar, der, besonders wenn er Hochwasser führte und sich brüllend seinen Weg durch sein tiefes, felsiges Flussbett bahnte, zu einer eisigen Todesfalle für jeden wurde, der das Pech hatte – oder dumm genug war – hineinzufallen.

Das hatten ihnen die Männer erklärt, beteuert, dass sie diese Brücke instand hielten und sich deswegen im Recht sahen, Wegzoll zu verlangen.

Bhalin verzog den Mund zu einem zynischen Lächeln. *Instandhaltung*. Wahrscheinlicher war, dass sie die anderen Brücken zerstört hatten, ehe sie hier ihr Lager aufschlugen, um den Reisenden auf ihrem unfreiwilligen Umweg ihr letztes Geld abzupressen.

Diese Narren hätten ihre Waffen nicht ziehen - und sie vor allem nicht gegen Gharin oder ihn richten sollen. Dass ihr Warnschuss ausgerechnet *ihn* getroffen hatte, war ihr Todesurteil gewesen. *Warnschuss*. Bhalin bewegte vorsichtig seine schmerzende, klamme Schulter. Gharin hatte sie dafür buchstäblich in der Luft zerrissen. Niemand legte ungestraft Hand an ihn oder seine Familie.

„Blutet es noch?“ Sein Bruder ging vor ihm in die Hocke und musterte ihn mit gerunzelter Stirn. Besorgt. Missbilligend. Mit einer Spur Verachtung. Und kaum erschöpft, stellte Bhalin mit einem Anflug von Neid fest. Gharin

atmete schwer und sein kräftiger, nackter Körper war schweißüberströmt, aber seine Bewegungen waren ruhig und ohne erkennbares Zittern. Dabei zählte Bhalin mit seinen 41 Ähr nur drei mehr als sein Bruder, dennoch schienen zwischen ihnen Welten zu liegen. Es war ihm ein Rästel, wo Gharin die schier unerschöpfliche Kraft hernahm. Er hatte sich innerhalb kürzester Zeit dreimal verwandelt, davon einmal in das *Monster*. Eine Form, die Bhalin jedes Mal aufs neue verstörte, wenn er sie sah und welche die Czawaren, die sie begleiteten, mit einem ehrfürchtigen Raunen vor Gharin zurückweichen ließ. Ein Geschenk ihres Vaters. Ein *Geschenk*, das ihm eines Tages den Tod bringen mochte, denn eine derartige Verwandlung war gefährlich. Sie kostete einem alles an Kraft und Konzentration und Bhalin wusste, dass *er* die Anstrengung einer derartigen Verwandlung vielleicht nicht überleben würde. Vermutlich war das der Grund, warum ihr Vater beschlossen hatte, die Gestalt nicht *ihm*, sondern seinem jüngeren, ungleich kräftigerem Sohn zu vermachen. *Zu schade, dass er in der Gestalt nicht fliegen kann*, dachte Bhalin matt, lehnte den Kopf zurück an den Stamm des Baumes und schloss für einen Moment die Augen. *Es hätte uns so viel Zeit und Mühe erspart.*

„*Dumm gelaufen, was?*“ Ein leises, gehässiges Lachen drang an sein Ohr.

„*Ich werdet ohnehin versagen. Eure ganze Mission war von Anfang an zum Scheitern verurteilt, ihr arrogantes Pack.*“

„*Wir sollten umkehren*“, erklang es trübselig aus einer anderen Richtung.

„*Bevor wir uns den Tod holen.*“

„Bhalin.“ Eine ungeduldige Schärfe schlich sich in Gharins Stimme, als er seine Frage wiederholte. „Blutet es noch immer?“

Bhalin hob den Kopf und sah seinem missmutig dreinblickenden Bruder in die Augen.

„Es lässt bereits nach. Mach dir keine Sorgen.“

„Bei dir muss man sich bereits sorgen, wenn du nur einmal kurz hustest. Bei so einer Pfeilwunde erst recht.“ Gharin stand auf und ließ seinen Blick über die Toten wandern. Er schien die Kälte nicht zu spüren und störte sich auch offensichtlich nicht weiter an der Tatsache, dass er als Einziger splitternackt dastand. Sonnenlicht fiel durch die Blätter der Bäume über

ihnen und besprenkelte seinen blassen Körper und die nachtschwarzen Haare mit hellem Licht, das mit jedem sachten Windstoß unruhig zu tanzen begann. Unruhig wie Gharin selbst, der eben einem der Toten einen gereizten Tritt verpasste und ihn über die Felskante in den Abgrund beförderte. Es platschte vernehmlich.

Bhalin bemerkte auf einmal, wie einer der Czawaren einen Arm hob und auf die gegenüberliegende Seite der Brücke deutete. Der Mann sagte etwas in seiner Sprache.

„Žtoj! Seht! Ein Varg kommt über die Brücke.“

Bhalin runzelte die Stirn und folgte mit den Augen der ausgestreckten Hand des Mannes. Tatsächlich. Ein junger Warag humpelte mit eingezogenem Schwanz und angelegten Ohren über die Brücke, direkt auf sie zu. Das dunkle Fell klebte ihm klatschnass am Körper und die ungewöhnlich dunklen Augen waren direkt auf ihn gerichtet.

Er *kannte* diesen Blick.

Die dunkle Vorahnung ließ ihn den stechenden Schmerz in seiner Schulter für einen Moment vergessen. Bhalin wandte ruckartig den Kopf, sah auf die Stelle, an der er das Mädchen und Ravan zurückgelassen hatte. Sie waren verschwunden.

Oh nein. Bitte nicht.

„*Oh doch. Zum Scheitern verurteilt, sag ich doch. Die ist weg.*“

Halt den Mund. Bhalin ignorierte die schadenfrohe Stimme und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den eingeschüchterten Warag.

„Was ist passiert?“ Seine Stimme klang schärfer als beabsichtigt und Ravan entfuhr ein verängstigtes Winseln. Er duckte sich ein wenig tiefer zu Boden und warf einen furchtsamen Blick in Gharins Richtung, dessen Augenbrauen sich unheilverkündend zusammenzogen. Hoffentlich würde sich der Junge trotz seiner Angst so weit beherrschen können, um sich zu verwandeln.

Er versuchte es. Die Wandlung verlief ungleichmäßig und stockend, und als der nackte Junge schweißüberströmt und zitternd vor ihnen auf die Knie sank, entfuhr Gharin ein verächtlicher Laut. Er warf einen flüchtigen Blick

auf die Czawaren, die das Schauspiel wie immer mit Interesse verfolgten und den am Boden kauern den Chluánn nicht aus den Augen ließen.

„Bei den Höllen, Ravan. Reiß dich zusammen.“

Bhalin hütete sich davor, seinen Bruder vor den Augen der Czawaren mit offener Kritik zu demütigen, und presste missbilligend die Lippen aufeinander. Er streckte den unverletzten Arm aus und reichte dem vor Kälte und Erschöpfung bebenden Jungen seinen Umhang, der ihn sich dankbar um die Schultern zog.

Er zwang sich dazu, ruhig zu sprechen. Kein Grund, Gharins schwelende Wut und die Angst seines Sohnes zu verstärken.

„Was ist passiert, Ravan?“

„E-es tut mir so leid! Sie... sie ist *fort*.“ Das letzte Wort kam so leise, dass es kaum zu verstehen war und Ravans Blick war unverwandt, beinahe flehend auf Bhalin gerichtet.

„Was!?“ Gharin packte seinen Sohn am Arm und riss ihn auf die Beine.

„Was ist passiert?“

„Sie ist geflohen! I-ich habe sie verfolgt und versucht, sie zu retten, als sie in den Fluss gefallen ist, aber... aber, sie ist... fort. Die Strömung war einfach zu stark.“

„Verdammt, du-“

„Gharin.“ Bhalin erhob sich mühsam.

„Was?“ Sein Bruder fuhr zu ihm herum und Bhalin war wohl der Einzige, der die Angst in seinen Augen erkannte, die sich hinter dem aufbrausenden Zorn verbarg.

Wir dürfen nicht versagen. Wir dürfen sie nicht verlieren.

„Wir müssen sie finden. So schnell wie möglich. In diesem Wasser wird sie nicht lange überleben.“ Er wandte sich an die umstehenden Männer. „Teilt euch auf! Sucht stromabwärts nach dem Mädchen und seht, ob sie es ans Ufer geschafft hat! Wenn ihr sie findet, macht ein Feuer. Das wird sie retten und uns zu euch führen. Beeilt euch!“

Er sah die Männer zögern. Sah den Blick, den sie einander zuwarfen.

Gharin bemerkte es ebenfalls. Er ließ den Arm seines Sohnes los und

wandte sich ihnen zu. Scheinbar gelassen trat er vor die zwölf Männer, die ihn um Haupteslänge überragten.

„Habt ihr den Befehl meines Bruders verstanden?“ In seiner trügerisch ruhigen Stimme lag eine unverhohlene Drohung. Die offene Herausforderung, es zu wagen, sich ihm zu widersetzen. Der Blick seiner dunklen Augen richtete sich auf Aivr, den größten der Czawaren, der ob seines Ranges von den anderen Männern mit ehrerbietigem Respekt behandelt wurde. Die große, muskulöse Hand des Mannes schloss sich für einen Moment um den fingerlangen Reißzahn, der ihm an einer Kette um den Hals baumelte und packte zu, sodass seine Knöchel weiß hervortraten, doch sein Gesicht zeigte keinerlei Regung. Dann senkte er den Blick und ließ die Hand sinken.

„Ja“, entgegnete er mit dem typischen, harschen Akzent seiner Sprache. *Wir können ihnen nicht vertrauen*, dachte Bhalin nicht zum ersten Mal und blickte den Männern nach, die sich aufteilten und zwischen den Bäumen verschwanden. *Sie sind zu stolz. Vor allem dieser Isvargsohn Aivr.* Andererseits – wem *konnten* sie vertrauen, außer sich selbst? Niemandem. Aber sie waren zu wenige... zu wenige, als dass sie auf die Hilfe der Czawaren verzichten konnten, die sich ihrer Mission freiwillig angeschlossen hatten. Bhalin hörte, wie sich die Männer Anweisungen zuriefen, die nach und nach im Rauschen des Flusses untergingen. Kaum dass sie fort waren, stieß Gharin einen frustrierten Fluch aus. Sein Gesicht verzog sich vor Anstrengung und nun endlich erkannte Bhalin, wie sehr ihn der Kampf und die Verwandlungen tatsächlich erschöpft hatten. Eine Schwäche, die er sich vor den Czawaren niemals hätte anmerken lassen. Die er sich normalerweise überhaupt nicht hätte anmerken lassen. Er und sein verdammter Stolz.

„Ach, halt's Maul!“, schnappte Gharin plötzlich gereizt zur Seite und schüttelte unwirsch den Kopf.

Bhalin beobachtete ihn besorgt. Also hörte er die Stimmen auch. Obwohl er sie sonst so gut unter Kontrolle hatte und behauptete, sie meist überhaupt nicht wahrzunehmen.

Ein nur allzu deutliches Zeichen, wie viel Kraft Gharin seine Verwandlungen gekostet hatten.

Bhalins Blick huschte zu dem zitternden Ravan, der seinen Vater mit großen Augen ansah. Der Junge schien nicht die leiseste Ahnung zu haben, womit Gharin gerade zu kämpfen hatte. Ein gutes Zeichen. Vielleicht blieb es ihm erspart, wenn er es mit seinen Gestalten nicht übertrieb.

„*Die Hoffnung stirbt zuletzt, was?*“

Bhalin seufzte und nahm den blutgetränkten Stoff von seiner Schulter. „Ich werde mitkommen. Gemeinsam sind wir schneller und es ist vielleicht noch nicht zu spät.“

„Nein.“ Gharin sah ihn an. Wieder spiegelten sich in seinem Gesicht die vertraute Mischung aus Sorge und Verachtung, die er Bhalin gegenüber so oft an den Tag legte.

„Bleib hier. *Übernimm dich nicht.*“ Er kräuselte abschätzig die Lippen. „In deinem Zustand bist du niemandem eine Hilfe und ich habe keine Lust, dich auch noch aus diesem verdammten Fluss ziehen, oder dich zwischen den Felsen herauskratzen zu müssen. Komm, Ravan.“

Seine Stimme hatte bei den letzten Worten einen scharfen Klang bekommen. Bhalin bemerkte, wie der Junge regelrecht in sich zusammensackte, unter dem unnachgiebigen Blick seines Vaters jedoch taumelnd auf die Füße kam, welcher blind für die offensichtliche Erschöpfung seines Sohnes zu sein schien.

„Gharin.“ Bhalin bemühte sich wieder um einen neutralen Ton, der nichts von seiner Sorge verriet. „Ravan hat sein Bestes getan und er ist Myriliam sogar in diesen Fluss gefolgt. Gib ihm etwas Zeit und lass ihn zu Atem kommen. Sonst wirst du *ihn* aus der Strömung ziehen müssen.“

„Nein, Onkel.“ Ravan richtete sich auf und gab ihm mit einem nicht besonders überzeugenden Lächeln seinen Umhang zurück. „Mir geht es gut. Es ist meine Schuld, dass sie entkommen ist. Ich werde helfen, sie zu finden. Ich werde dich nicht noch einmal enttäuschen, Vater.“

Doch Gharins Gesichtsausdruck war abzulesen, dass er das bereits hatte, als Ravan sich erneut mit seiner Wandlung abmühte, ehe er sich mit lahmen Flügelschlägen ungeschickt in die Luft beförderte. Gharin tauschte einen

letzten, grimmigen Blick mit Bhalin, ehe er selbst zum Rand der Brücke marschierte, sich in einer eleganten Bewegung über das Gelände schwang und in der Tiefe verschwand. Einen Augenblick später schossen ein großer, brauner Vogel und ein etwas kleinerer, schwarzer zwischen den Felswänden stromabwärts.

Bhalin sah ihnen nach und er verspürte ein schuldbewusstes Ziehen in der Magengegend. Weil immer *er* es war, der zurückblieb, da sein schwächerer Körper ihn im Stich ließ. Und, so erkannte er beschämt, weil ein kleiner, verräterischer Teil von ihm hoffte, dass die junge Prinzessin ihren Sturz in das reißende Gewässer nicht überleben würde.